



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Germersheim, Ludwig : Meine Jugend und die Religion : (Schluß) : 9.  
Heilung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

das Fröhliche berücksichtigt, sieben Folgen von Tonstücken der bedeutendsten Komponisten.

Man darf es als einen untrüglichen Beweis für die lebendige Wirksamkeit der vom Kunstwart und seinen Unternehmungen ausgehenden Ideen betrachten, daß sich innerhalb der Gemeinde seiner Freunde und Förderer schon zwei große Verbände gebildet haben, deren Zweck die Übertragung dieser Ideen in die Praxis ist. Der von Schulze-Naumburg gegründete Bund „Heimatschutz“ und der von Ubenarius ins Leben gerufene „Dürerbund“, zu dem heute schon etwa 150 Verbände und Vereine mit mehr als 200 000 Mitgliedern gehören, betätigen sich zwar in verschiedner Weise, arbeiten jedoch miteinander im Kartell und verfolgen dasselbe Ziel: die Förderung einer gesunden bodenwüchsigten Kultur und, da sie Männer aller politischen und konfessionellen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, damit zugleich die Lösung einer der wichtigsten nationalen Aufgaben. So haben der Idealismus und die Energie eines einzigen Mannes eine Bewegung angebahnt, die man vielleicht am besten als einen Befreiungskrieg oder eine nationale Erhebung gegen die unser Volk bedrückenden Dämonen der Roheit, Gedankenlosigkeit, Mode und Konvention bezeichnen kann, und deren Wirkung von dauerndem Einfluß auf unser gesamtes Kulturleben sein wird.

Julius R. Haarhaus



## Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Schluß)

### 9. Heilung



In den letzten Lebensmonaten meiner Mutter las ich Hackländers Soldatengeschichten. Ich suchte sie in alten, zerrissenen Ausgaben zusammen und kaufte mir um ein paar Mark, die ich für mich von dem Ertrag des Nachhilfeunterrichts während der Ferien auf die Seite getan hatte, ein neues, rauh, aber nicht stimmungslos illustriertes Bändchen mit dem Titel „Feuerwerker Wortmann“. Auch meine Mutter freute sich noch daran. Dann ging ihr Leben in Schmerzen und Operationen rasch zu Ende. Wenn ich, meist lange nach der Polizeistunde, müde von dem Privatunterricht, den ich jüngern Kameraden erteilte, heimgekehrt war, präparierte ich Livius, machte Mathematikaufgaben und lateinische und griechische Stilübungen und prägte mir die Beweise für das Dasein Gottes ein, indem ich die Hände auf die Ohren presste, bis die Ohrmuscheln schmerzten. Denn mein Vater und meine Mutter lagen in demselben Raum, mein Vater gelähmt, in schweren Sorgen und meine Mutter wimmernd vor Schmerzen. In mir kochte die Wut über das Übermaß von Leiden, womit ich meine Eltern und mich beladen fühlte, und fluchend und mit den Zähnen knirschend lernte ich, was uns der Religionslehrer als Beweise für das Dasein Gottes diktiert hatte.

In das Leben meiner Mutter fiel noch ein Lichtstrahl, sie sah noch ihren ältesten Sohn als Fähnleijunker im Fußartillerieregiment der Heimat. Die Offizierlaufbahn in einem ungewöhnlich schlechten Regiment war die einzige, die sich meinem Bruder nach seiner Begabung eröffnet hatte. Offiziere wachsen bisweilen aus viel tieferer Armut als die beiden Boggenpuhl bei Fontane. Zu Weihnachten kam er noch als Kanonier, zu Ostern dann als Fähnrich, mit zitternder Freude von der sterbenden Mutter begrüßt, auch uns andern eine Erquickung. In der letzten Minute der großen Ferien erlöste sie der Tod in einem Schlummer, der ihre Wangen so rot und ihre Züge so heiter machte, wie sie seit Jahren nicht mehr gewesen waren.

Jahrelang hatte mir immer vor dem Verlust unsrer Raze gebangt. Daß ich einen von den Menschen verlieren sollte, an denen ich mit ganzer Seele hing, ohne es mir oder gar ihnen einzugestehen, der Gedanke war mir, als ich mit den Schatten der Vergangenheit rang, nie gekommen. Dieser erste schwere Verlust nahm mir die Fassung. Mein ganzer tränenfeindlicher Knabentrog, mit dem ich mich bis dahin durch alle Leiden geschlagen hatte, brach zusammen. Damals habe ich zum erstenmal vor andern aus Schmerz geweint. Ich fühlte, daß man sich darüber wunderte. Mein Vater, meine Schwester und mein jüngerer Bruder beteten für die liebe Tote jeden Abend die eintönigen mir im Ausdruck verhassten Seelengebete der katholischen Kirche. Ich war, wenn sie beteten, meist draußen am Grabe, um der Toten näher zu sein. Wenn ich zu Hause war, ging ich, soweit es die Wohnung erlaubte, von den Betern weg, um möglichst wenig von dem Beten zu hören.

Ich konnte nicht daran glauben, daß die Tote der Qual des Fegfeuers ausgesetzt sei. Der Schmerz und die Wut, die ich in Jahren unter den furchtbaren Eindrücken der grausamen Justiz vergangener Zeiten empfunden hatte, wachten doppelt auf, wenn ich an die Möglichkeit dachte, daß meine Mutter, die in ihrem armen Leben niemand etwas zuleide getan und solange sie nicht selbst hungerte, jede bittende Hand, die sie erreichen konnte, gefüllt hatte, nun für Sünden und Verschäumnisse, die ich nicht als solche anerkannte, grausam gestraft werden sollte. Der Priester hatte sie allerdings nicht mehr bei Bewußtsein erreicht, ich freute mich darüber, weil ich wußte, wie priesterlich sie war, und doch war die Lehre von der Binde- und Lösegewalt der Kirche, die seit Jahren immer an mein Ohr klang, in mir mächtig genug, mich mit banger Sorge um ihr Seelenheil zu erfüllen. Sie war nie in die Kirche gegangen, mich hatte sie in meiner Volksschulzeit manchmal in die Kirche geschickt wie von einer plötzlichen Angst ergriffen, sie könnte in der Sorge um mich etwas versäumen. Kein Mensch war freier von Konfessionshaß als sie, nie habe ich einen Menschen gütiger über arme gedrückte Juden urteilen hören als sie, aber der Glaube, den die Kirche forderte, fehlte ihr, und mich ergriff oft eine furchtbare Angst, ich überhöre ihre leise Bitte um Hilfe aus der Qual des Jenseits. Dann wäre ich froh gewesen, wenn ich ihr einen vollkommenen Ablass hätte zuwenden können. Aber dieser Ablass hatte eine gütige Beichte zur Voraussetzung. Und eine gütige Beichte erschien mir, der auf sich das Sakrilleg des unwürdigen Empfangs der Sakramente lasten fühlte, immer unerschwinglicher. Die Angst um das Seelenheil meiner Mutter verging wieder, wenn ich in ihr Leben schaute, aber wenn einer der Religionslehrer — wir hatten mehrere — in den letzten Gymnasialjahren uns einen Begriff von den Qualen der armen Seelen zu geben suchte, indem er uns erzählte, wie ein Tropfen Schweiß von der Hand eines Mannes, der im Fegfeuer litt, einem Zweifler unerträgliche Schmerzen bereitete, dann wachte sie wieder auf. Aber ich fand trotz allem Ringen nicht die

Kraft, mir durch den würdigen Empfang der Sakramente ein Gnadenkapital für meine Mutter zu verschaffen. Ich vermochte nicht die Zweifel zu bannen, die sich gegen die katholische Lehre in mir erhoben. Ich konnte nicht an die Nachsicht und Grausamkeit Gottes glauben, aber ich fühlte ihn auch nicht als Wohltäter und konnte ihn nicht lieben. So blieb mir die vollkommene Reue unerreichbar, mit ihr die Möglichkeit, göltig zu beichten und im Stande der heiligmachenden Gnade der Seele meiner Mutter den Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen zuzuwenden. Ich empfand die Worte, die man nach der Beichte sprach: Diese Sünden sind mir leid und reuen mich vom Grunde meines Herzens, weil ich Gott, das höchste, beste Gut, das ich nun über alles liebe, beleidigt habe, immer als Lüge, mochte ich mich auch noch so sehr bemühen, mir ein Gefühl der Liebe zu Gott und des Schmerzes über mein Unrecht zu suggerieren. Nie habe ich irgend ein Unrecht deswegen bereuen können, weil ich damit Gott beleidigt hatte. Reueschmerz empfand ich zum erstenmal, als mir zum Bewußtsein kam, wie ein pensionierter, offenbar armer Militär gelitten haben mußte, dem ich einmal nach dem Beispiel meiner Spielgenossen ein Spottwort nachgerufen hatte, und dann viel später, als ich meinen Hund in seinen jungen Jahren zu hart gestraft hatte, weil ich sein Bellen unter den Schlägen törichterweise für Widerseßlichkeit hielt. Ich gab mich darein, von der heiligmachenden Gnade ausgeschlossen zu sein, fand auch immer wieder in dem Gedanken, wie gut meine Mutter war, und daß Gott nicht weniger gut und nachsichtig sein könne, Ruhe, aber ich sah alle Menschen, die mir nah standen, sorgenvoll darauf an, ob sie wohl auch im Stande der Gnade seien. Ich suchte es ihnen vom Gesicht abzulesen und war fröhlich oder traurig, je nach dem Bescheid, den ich da zu finden glaubte.

Nah stand mir außer meinen Angehörigen alles, was dem Heer angehörte. Und so forschte ich auf meinem täglichen Gange zum Grabe meiner Mutter, der mich an dem Exerzierplatze und an der Kaserne einer detachierten Feldbatterie vorüberführte, ängstlich in den Zügen der jungen Männer, die da langsamen Schritt übten oder über das Pferd voltigierten oder — was immer ein festlicher Anblick für mich war, den ich mit freudig pochendem Herzen begrüßte — sich um die dunkelbraunen Rohre auf den blauen Lafetten und um die Prozen tummelten, ob sie auch im Stande der Gnade seien. Manchmal schien mir ein Unteroffizier zu heftig, manchmal der kleine Leutnant — er ist jetzt Brigadefeldwebel — zu ungeduldig zu sein. Dann aber schien mir wieder von allen Gesichtern so viel Frohsinn entgegen, daß ich dachte: die müssen mit ihrem Gott besser stehn als ich. Und so ging ich, je nachdem dieser oder jener Eindruck überwog, getröstet oder traurig zum Grabe meiner Mutter.

Hier wurde ich immer ruhig. Das war der Erdenfleck, der mir vor allen lagte. Ich pflegte ihn, ich stützte und schmückte das Kreuzlein, hinter dem ich beim Begräbnis hergegangen war, drei Jahre lang, bis ich mit einem Stipendium des germanistischen Seminars das morsche Holzkreuz durch ein eisernes ersetzen konnte. Ich pflanzte Veilchen und Pensées auf das Grab, weiße Geranien und dunkelblaue Fuchsen. Ich suchte mir die Blumen auf dem Blumenmarkt zusammen. Die Pensées mußten lichtblau sein, ich freute mich dieser Blumen noch mehr, als ich hörte, daß sie den Namen Kaiser Wilhelms trugen, und meinte, sie müßten nur der lieben Toten besonders angenehm sein. Ich konnte mir diese Ausgaben erlauben, die ärgste Not war vorüber, mein jüngerer Bruder und ich verdienten reichlich Geld durch Privatunterricht. Da es sich mit meiner Würde als Primaner und Instruktor nicht vereinbaren ließ, daß ich ein Gießkännchen auf den Friedhof trug, suchte ich mir draußen halbzerbrochne Blumentöpfe und holte in ihnen Wasser

für die Blumen, indem ich die Öffnung im Boden mit einer Fingerspitze zuhielt. Mein jüngerer Bruder und ein Vetter halfen mir manchmal Wasser tragen, und eifrig wandelten wir Choephoren mit den Scherben zwischen dem entlegnen Brunnen und dem Grabe hin und her. So wurde mir der Friedhof traulich, und das Grab der Mutter war mein Grund und Boden, in dessen Pflege ich gesünder und stärker wurde und der Natur wieder näher kam, der mich meine Krankheit und meine Menschenfurcht entfremdet hatten.

Eine Traueresehe breitete von einem alten Nachbargrabe freundlich ihre Zweige über das Grab meiner Mutter. In den Zweigen dieses Baumes herrschte im Winter buntes Leben. Hier sammelten sich meine Kostgänger, vom Zaunkönig bis zum Raben alles, was im Bereiche meines kleinen so teuer erkauften Lebens hungerte und fror. Ich wunderte mich, wie bunt unsre Vögel sind. Es hatte sich allerdings die Zeit hindurch, als ich der Natur ganz entfremdet war, immer eine Erinnerung an bunte Vögel, die ich irgend einmal in meiner Kindheit im Freien gesehen hatte, in mir erhalten. Nun wurde diese Erinnerung bestätigt. Ich gewann Reichtümer wieder, die ich in meinen ersten Lebensjahren besessen und dann verloren hatte. Wie bunt der Buchfink war, wie märchenhaft bunt die Blaumeiße und der Distelfink! Meine kleinen Gäste wurden vertraut mit mir. Sie fraßen mir aus der Hand. Eine kleine Sumpfschneise war am liebsten, sie umkrallte fest meinen Finger und biß andre weg, die durch sie ermutigt auch herankamen. Ein Fink traute sich nur auf meine Fußspitze. Ich nannte die lieben Gäste, als ich sie alle mit Hilfe einer kleinen Naturgeschichte bestimmt hatte, mit den indianischen Namen, die ich aus Longfellow's Sang von Hiawatha kannte: Kahgahgee, Owaissa, Opechee. Denn Nordamerika und sein Urvolk hatten ihre Macht über mich noch nicht verloren.

Von meinem kleinen, ersten Garten ging ich dann an die Arbeit ums Brot. Oft kam ich erst spät von der letzten Privatstunde heim, und in den letzten Gymnasialjahren mußte ich fast täglich weit über Mitternacht hinaus arbeiten. Ich sah daher nicht gerade jugendfrisch aus, obwohl ich mich frischer und glücklicher fühlte als jezt langer Zeit. Mein Aussehen erregte das Mißtrauen einzelner Lehrer, und ich fühlte mich auch durch das Bewußtsein gedrückt, daß ich fast täglich die Polizeistunde überschritt. Ich arbeitete daher mit verdoppeltem Eifer, damit ich mir keine Blöße gab.

Die Religionsstunde gab mir noch weniger als früher, aber sie belud mich auch nicht mehr. Eichendorff, Lenau, SchefTel und Schubert gaben mit Gebete. Eichendorff's Verse

Es schienen so golden die Sterne,  
Am Fenster ich einsam stand  
Und hörte aus weiter Ferne  
Ein Posthorn im stillen Land.

Das Herz mir im Leibe entbrennte,  
Da hab ich mir heimlich gedacht:  
Ach, wer da mitreisen könnte  
In der prächtigen Sommernacht!

und Lenau's wehmütiges Lied von der Maiennacht machten mir das Herz weit, wenn ich sie spät in der Nacht nach der Arbeit an meinem Feiertage mit brennenden Augen las. Im Frieden des Gärtchens, das mir meine tote Mutter schenkte, wachten, wenn kein Schritt mehr zwischen den Gräbern klang, SchefTel's Verse in mir auf:

Schweigsam treibt mein morscher Einbaum;  
Klar und ruhig wogt der See;  
Purpurwarme Abend'schatten  
Färben der Gebirge Schnee.

Eines Eilands Klosterhallen  
Dämmern aus der Flut empor;  
Münsterglocken hör' ich schallen  
Und der Schwestern frommen Chor:

Sempiterni fons amoris,  
 Consolatrix tristium,  
 Pia mater salvatoris,  
 Ave, virgo virginum!

Summend, singend, sanft verklingend,  
 Süß ersterbend kommt der Ton;  
 Luft und Welle führen schwimmend  
 Seinen letzten Hauch davon.

Und der Hand entsinkt das Auder;  
 Im Gebet erschweigt das Herz,  
 Und mir ist, als trügen Engel  
 Eine Seele himmelwärts.

Schuberts wundervolle Weise, nicht Heines Gedicht, „Am Meer“ klang durch mein erstes Hochschuljahr. Das Trompetercorps des Feldartillerieregiments hatte ich das Lied einmal blasen hören. Ich trug nun das Lied ohne Worte als ein Kleinod meiner Seele mit mir.

So war ich reich: ich hatte Heilige, eine heilige Stätte, Gebete, Menschen, die ich liebte. Nun fand ich die Kraft, mich der Schuld zu entledigen, von der ich mich fast meine ganze Schulzeit hindurch gedrückt fühlte. An einem Morgen in meinem zweiten Semester bekannte ich nicht aus Furcht vor Gott, sondern aus Erbitterung über die Schwäche, von der ich mich jahrelang hatte fesseln lassen, einem Augustinerpater, den ich als einsichtigen Seelsorger hatte rühmen hören, wie oft ich das Sakrament des Altars infolge ungiltiger Beichte empfangen hatte. Der Priester war nicht entsetzt, wie ich erwartet hatte, er ließ meine Reue, obwohl sie nicht übernatürlichen Beweggründen entsprang, gelten und gab mir die Absolution. Die letzte, denn seitdem habe ich nicht mehr gebeichtet.

Den Glauben konnte er mir nicht geben. Den habe ich auch jetzt noch nicht gewonnen. Ich hatte auf der Hochschule und später, all die Jahre her nicht einmal die Sonntage zum Philosophieren frei.

Mein Gräberbesitz hat sich gemehrt. Aber Gott ist mir immer noch so fremd und fern wie damals, als er in den Klängen der Signale zu mir sprach. Ich ahne ihn, ich suche ihn, es verletzt mich, wenn man ihn verneint, und ich freue mich der Aposteltapferkeit Carl Zentschs, Johannes Müllers und Friedrich Naumanns.

\* \* \*

Die Heimat am Main tilgte die Schuld, in der sie bei mir stand, bis zum letzten Rest. Sie nahm auch die letzten Schatten des Grauens, womit sie mich in meiner Kindheit krank gemacht hatte, aus meiner Seele.

In meinem ersten Semester begegnete mir jeden Abend im Glacis vor dem Friedhof ein armes altes Weib mit rotentzündeten Augen, auf dem tiefgebückten Rücken eine Last Reisig, das sie vermutlich in den Anlagen als Wintervorrat sammelte. Sie setzte die Last oft ab und stand auf ihren Stod gestützt, auch dann noch tief gebückt, aufatmend da. Sie sah aus wie eine Märchenhexe, aber sie hatte kein Knusperhäuschen. Ich war zu schüchtern, ihr meine Hilfe beim Tragen anzubieten, obwohl es mich drängte, dies zu tun. Aber ich faßte mir wenigstens, als ich ihr mehrmals begegnet war, ein Herz, ihr ohne ein Wort ein kleines Geldstück zu geben. Das tat ich nun, so oft ich ihr begegnete, im Vorbeigehn, hastig, errötend, und sie rief mir ihren Dank nach. Fern im Westen ragte über dem Doppeldach der Kaserne meiner Batterie die blaue Silhouette der Feste Marienberg in den Abendhimmel. Aber das düstere Rot, das hinter den Türmen der Feste glühte, gerade dort, wo der Hexenbruch liegen mußte, schreckte mich nicht mehr.

Es zog mich nach dem Orte, der so lange als Hexengolgatha meine Seele geschreckt hatte. An einem Sommertage machte ich mich mit meinem Wetter, der

geduldig mit mir meine Wege ging, und dem ich dafür seine Schulbürde tragen half, auf den Hexenbruch zu suchen. Ich sagte meinem Begleiter nichts von diesem Ziel und ließ mir nur, als ich in der Höhe hinter der Feste den Hexenbruch zu erkennen glaubte, die Richtigkeit meiner Vermutung bestätigen.

Da war die von Asche und Tränen gedüngte Stätte von Gras und Rosenranken grün und bunt von Blumen. Kartäusernelken und hie und da, unter den Weißlingen und Bläulingen fast verschwindend, einer der kleinen Falter, die der Volksmund Blutströpfchen nennt, waren mit ihrer Blutfarbe außer dem Namen des Orts die einzigen Wegweiser, die die Phantasie von diesem bunt überblühten, von weißen und blauen, rotbraunen und dunkelbraunsamtnen Faltern Übergaukelten, von leuchtenden Wolken überwanderten lichten Erdenfleck in die düstre, flammen- und blutrote Zeit des Hexenwahns führten. Diese Wegweiser schreckten niemand, auch mich nicht mehr. Sie wurden wohl nur von wenigen gelesen.

Längst war hier die letzte Träne in der Blut verzischt und die letzte tötende Blut erloschen. Nur die belebende der Sonne machte die wilden Rosenhecken duften, die die Höhe unten säumten. Oben lag, von einem Blitzableiter, einer Ringmauer und einem Posten geschützt, finster und doch heimlich ein Pulvermagazin. Hautboisten und Trommler belebten die helle Stätte nicht, sie selbst sang in der heißen Sonne ihr Bienenlied. Es war dieselbe trauliche Weise, die mir einst Hinnenaus gesungen hatte.



## Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

### Elfte Kapitel. Ein Besuch



ine gedrückte Stimmung lag heute über dem Mittagstisch auf Deichhof. Inger begriff nicht, was die Eltern hatten, aber es kam ja manchmal vor, daß Mutter auf Vater schalt, und in der Regel hatte Mutter ja recht. Inger saß nur still und mischte sich nie hinein.

Ehe sie mit dem Essen fertig waren, trat Signe ein und meldete einen fremden Herrn. Assessor Richter, sagte sie, er sei mit dem Rade gekommen und wollte den Herrn Gutsbesitzer gern begrüßen.

Hilmer erhob sich schnell und ging zu ihm hinaus. Emilie zuckte zusammen. Was sollte das bedeuten? Der Brandassessor hier? Sie wurde ganz bleich. Inger merkte nichts. Sie ballte die Hände und dachte an das, was sie zu Seydewig gesagt hatte.

Frau Hilmer faßte sich. Inger, sagte sie, gehe in die Küche hinaus und sage, es soll Kaffee zubereitet werden für den Herrn Assessor — stelle etwas Kuchen heraus . . .

Gib ihm Wasser und Brot, sagte Inger kurz. Das hat er so vielen andern gegeben, der Büttel.

Psst, psst! sagte die Mutter — und Inger ging mit sehr festen Schritten. Sie haßte den Assessor.